

Freunde der Monacensia e. V.  
**Jahrbuch 2011**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel  
und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Redaktion: Kerstin Nußhart

BILDQUELLEN: Walter Hettche: 116 f.; Monacensia: 122 f.  
Selma Urfer: 132; 136

Weiter Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

Juli 2011  
Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München  
© 2011 Freunde der Monacensia e. V., München  
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink  
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-171-9

Walter Hettche

## Der Briefwechsel zwischen Josef Ruederer und Paul Heyse aus dem Jahr 1911

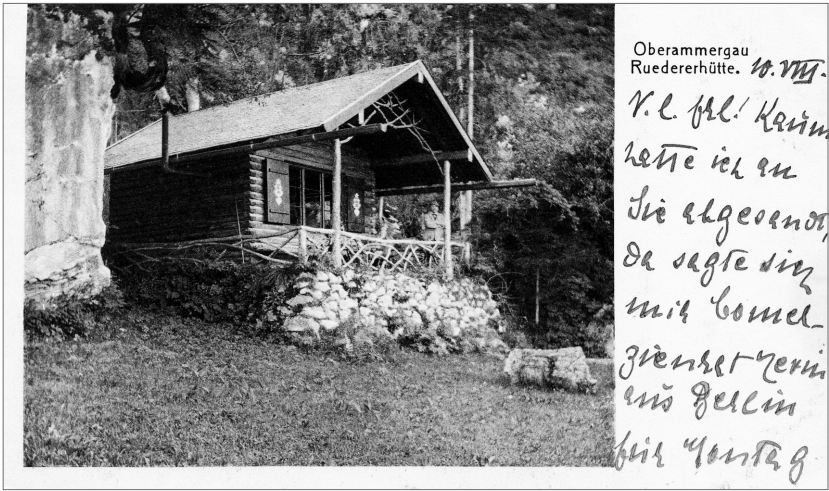
Josef Ruederer zum 150. Geburtstag

*Wißt Ihr, was ich von Geburt aus bin? Ein Münchner.  
Wißt Ihr, was das bedeutet? Daß ich alle Tage erst um zehn aus den  
Federn krieche, dann meinen Schoppen trinke, dann Mittag mache,  
solid und kompakt, dann ein Stündchen mich schlafen lege,  
dann ein Spielchen riskiere und abends meine fünf Krüge aussaufe.  
Alles in Ruhe.*

Josef Ruederer, *Der Schmied von Kochel*<sup>1</sup>

Josef Ruederer hat sich gelegentlich als *poeta monacensis* bezeichnet und damit eine sowohl in biographischer als auch in literarischer Beziehung treffende Selbstcharakteristik formuliert. Er wurde am 15. Oktober 1861 im Münchner Elternhaus am Rindermarkt geboren, und in seiner Heimatstadt ist er am 20. Oktober 1915 auch gestorben. München und Bayern blieben ihm zeitlebens sowohl Lebensraum als auch beinahe ausschließlicher Gegenstand des schriftstellerischen Interesses. Zwar hat er, weil sein Vater Bankier und Aktionär der Löwenbrauerei war, eine Banklehre absolviert und sich danach unternehmerisch betätigt, doch diese Episode endete im Jahre 1890 aus nicht genau zu klärenden Gründen in einem finanziellen Fiasko. Fortan lebte Ruederer, der schon in jungen Jahren erste dichterische Versuche unternommen hatte, als freier Schriftsteller in München, zunächst zwar in materieller Abhängigkeit vom vermögenden Vater, nach dessen Tod im Jahre 1907 aber als Millionenerbe mit einer eigenen Villa an der Maria-Theresia-Straße und einem Ferienhaus am Kofel bei Oberammergau. In München engagierte er sich in mehreren literarischen Vereinen, zum Beispiel im »Akademisch-dramatischen Verein«, der »Gesellschaft für modernes Leben«, bei den »Elf Scharfrichtern« und in der um 1893 gegründete-

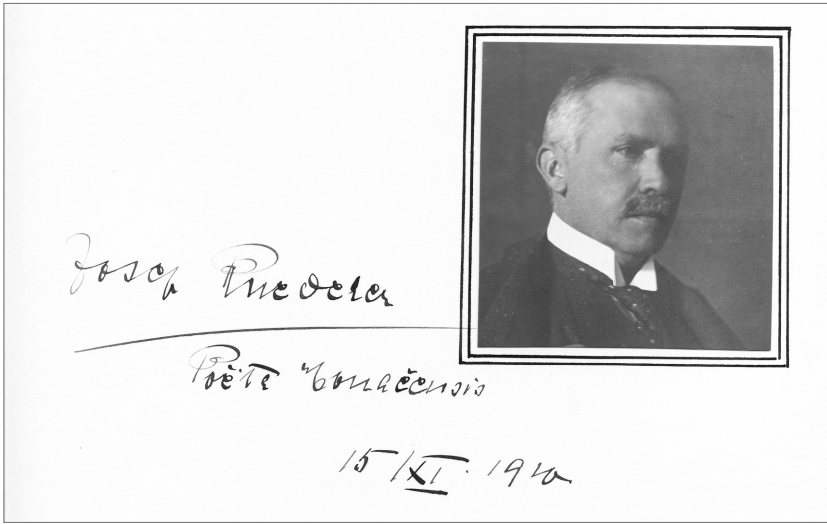
<sup>1</sup> Josef Ruederer: *Der Schmied von Kochel. Tragödie in vier Akten*. München 1911, S. 80.



Die »Ruedererhütte« am Kofel bei Oberammergau (Privatbesitz)



Josef Ruederers Wohnhaus in München, Maria-Theresia-Straße 28 (Privatbesitz)



Josef Ruederer, Poeta Monacensis. Eigenhändiges Albumblatt, 15. November 1910 (Privatbesitz)

ten »Nebenregierung«. Dieser Name ist gleichermaßen programmatisch wie vieldeutig: Einerseits verstand sich der Verein als Gegenbewegung zu dem idealistisch-klassizistischen Künstlerkreis um Lenbach und Heyse, andererseits schwingt in der »Neben«-Ordnung auch die Anerkennung einer »Hauptregierung« mit.

Ruederers früheste literarische Veröffentlichungen waren Verserzählungen von zweifelhafter Qualität, die er selbst später nicht mehr ernst nahm. Mit dem 1894 erschienenen Roman *Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers* ist ihm jedoch ein erstes Meisterstück gelungen; Josef Hofmiller hielt die Geschichte des Lehrers, der sich mit allen Autoritäten anlegt und schließlich Selbstmord begeht, für einen »der vorzüglichsten Romane unserer Zeit.«<sup>2</sup> Mit seiner Parteinahme für die Außenseiter und Opfer der Gesellschaft stimmt das Buch den Ton an, der Ruederers Erzählungen von nun an beherrschen wird. Während aber der *Verrückte* in einem bayerischen Dorf spielt, sind die späteren Werke Ruederers zum überwiegenden Teil im urbanen Raum angesiedelt: Mehr und mehr wird die Geburtsstadt München zum bevorzugten Handlungsort, und obwohl der Autor selbst zu den

<sup>2</sup> Josef Hofmiller: *Zeitgenossen*. München 1910, S. 212.

›Großkopferten‹ gehört, sind die neureichen städtischen Großbürger, aber auch die Arbeiter und Angestellten aus den Vorstädten immer wieder Zielpunkt seiner scharfen Satire. Das gilt besonders für die Erzählungen, die er 1897 unter dem Titel *Tragikomödien* publizierte, einen Band, der auch in der Geschichte der Buchillustration eine bedeutende Stellung einnimmt, denn es ist das erste Buch überhaupt, das mit Illustrationen von Lovis Corinth geschmückt wurde. Unter den »fünf Geschichten«, die der Untertitel verspricht, ragen *Die Hinrichtung* und *Das Gansjung* als Milieu- und Charakterstudien heraus, Beispiele eines Genres, das Ruederer später zur Meisterschaft entwickelte, etwa in der Erzählung *Das Grab des Herrn Schefbeck* (1909). Dort wird der Titelheld mitten in einer Tarockpartie vom Schlaganfall dahingerafft, bleibt indessen nach seinem Tod bei vollem Bewusstsein und erlebt seine eigene Beerdigung in der Familiengruft auf dem Münchner Südfriedhof. Nachdem seine Witwe das ererbte Vermögen verjubelt hat, verkauft sie die Grabstätte auf dem damaligen Prominentenfriedhof und lässt den Gatten wieder ausgraben. Schefbeck muss schließlich zum zweiten Mal Zeuge seines Begräbnisses werden, diesmal auf dem Ostfriedhof, wo es preiswerter ist.

Eine enge Verbindung zwischen Lebensgeschichte und Stadthistorie knüpft Ruederer in seinen beiden umfangreichsten Prosawerken, dem 1907 in Leo Greiners Reihe *Städte und Landschaften* erschienenen *München*-Buch und dem postum veröffentlichten Roman *Das Erwachen*, dem ersten Band einer geplanten Tetralogie über die bayerische Hauptstadt, die Ruederer wegen seines frühen Todes nicht vollenden konnte. Während *Das Erwachen* in einer eher konventionellen Erzählweise das Leben der Familie Luegecker (hinter der sich, wie unschwer zu erkennen ist, die Familie Ruederer verbirgt) mit den Ereignissen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahr 1848 zusammenführt, ist die Stadtmonografie *München* ein Werk durchaus eigener Art und Gattung, eine Mischung aus Fakt und Fiktion, aus Autobiografie und Feuilleton. Aus vielfach wechselnder Erzählperspektive werden die Künstler und Dichter, die Theater und die Zeitungen, der Fasching und die Bürger in den Blick genommen, angereichert mit erfrischend subjektiven Urteilen und persönlichen Erinnerungen des Autors, und erstmals in der München-Literatur findet sich hier der ins Münchnerisch-Bürgerliche übersetzte Typus des Flaneurs, der sich die Topografie und die Geschichte seiner Stadt auf weitläufigen Spaziergängen vergegenwärtigt.

Ruederers *München*-Buch, die fünf *Tragikomödien*, *Das Erwachen* – das ist ohne Zweifel der literarisch wertvollste Teil seines Gesamtwerks. Doch auch auf dem Gebiet des Dramas, für das er sich wie so viele seiner Zeitgenossen berufen fühlte, hat er Beachtliches geleistet. Seine beiden Komödien *Die Fahnenweihe* (1895) und *Die Morgenröte* (1905) stehen in der Tradition der kritischen Volksstücke eines Ludwig Anzengruber und wenden sich gegen das triviale Bauerntheater, wie es bereits um die Jahrhundertwende zur Belustigung der Touristen aufkam. Josef Hofmiller, der *Die Fahnenweihe* »höher als Hauptmanns ›Biberpelz‹« einschätzte,<sup>3</sup> schreibt in seinem Buch *Zeitgenossen*, die wandernden Bauernbühnen zeigten Lustspiele, »in denen unmögliche Bauern in unmöglichen Situationen vorgeführt werden, bei jeder unpassenden Gelegenheit jodelnd und stampfend: Ju-hu-hu-hui! Die Bauern bei Ruederer schreien nicht Ju-hu-hu-hui. Nur der Aktuar Götzensperger aus München schreit: Ju-hu-hu-hui, weil er ein Rindvieh ist.«<sup>4</sup> Zum Erfolg der beiden Komödien Ruederers haben sicher auch die jeweiligen Sujets beigetragen, Korruption, Grundstückspekulation und Haberfeldtreiben in der *Fahnenweihe*, die Lola-Montez-Affäre und die Revolution von 1848 in der *Morgenröte*. Ruederers Versuch, eine Literatursatire in Form einer aristophanischen Komödie zu schreiben, ist dagegen – trotz der markt-schreierischen Propaganda Friedrich Freksas in seiner Streitschrift von 1908<sup>5</sup> – grandios gescheitert: Ohne gelehrten Kommentar ist sein *Wolkenkuckucksheim* kaum zu verstehen, schon gar nicht während der Aufführung, und so war dem Stück auf der Bühne nur ein Achtungserfolg beschieden. Ob Ruederer mit dieser Komödie wirklich »[a]uf der Schwelle zum epischen Theater«<sup>6</sup> stand, wie Claudia Müller-Stratmann schreibt, mag dahingestellt bleiben.

Ähnlich problematisch ist die Tragödie *Der Schmied von Kochel*, die 1911 im Mittelpunkt des Briefwechsels zwischen Ruederer und Paul Heyse steht. Das Stück handelt von der »Sendlinger Mordweihnacht« des Jahres 1705, dem Aufstand der Bauern aus dem bayerischen Ober-

<sup>3</sup> Ebd., S. 219 f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 221.

<sup>5</sup> Friedrich Freksa: *Josef Ruederer und das Wolkenkuckucksheim. Eine Streitschrift*. München 1908. – Zu den juristischen Verwicklungen in der Folge dieses Pamphlets vgl. Claudia Müller-Stratmann: *Josef Ruederer (1861–1915). Leben und Werk eines Münchner Dichters der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M. u. a. 1994, S. 344–347.

<sup>6</sup> Ebd., S. 331.

land gegen die habsburgische Besatzungsmacht. Der historisch nicht belegte Schmied von Kochel glaubt an die Wiederkehr des exilierten Kurfürsten Max Emanuel, der ihm in Visionen als »silberner Ritter« begegnet ist: »Er hat mal eine Erscheinung gehabt; ein höheres Wesen, ein Heiliger ist die Kochelstraße herabgezogen. Aber der Heilige, der silberne Ritter, das war der Kurfürst.«<sup>7</sup> Heyses Zweifel an der Wirksamkeit des Stückes erscheinen aus theaterpraktischer Sicht berechtigt; allerdings sind auch Ruederers Gegenargumente nicht von der Hand zu weisen. Zumindest bei der Lektüre wird die Vorgeschichte der Handlung sehr wohl deutlich, aber Heyse erkennt, welche Schwierigkeiten sich aus der allzu umständlich vermittelten Exposition für die Zuschauer ergeben.

In der Auseinandersetzung mit Heyse wird ein Charakterzug Ruederers erkennbar, der den Umgang mit ihm erheblich erschwert haben muss: Er ist oft bis zur Beleidigung grob und beim geringsten Anlass zur sofortigen Beendigung auch der freundschaftlichsten Beziehungen geneigt gewesen.<sup>8</sup> So weit geht er Heyse gegenüber nicht, den er trotz seiner ganz anderen Literaturauffassung doch schätzte, seit er »als junger Fant Heyses mir verbotenen Roman des Nachts im Bette« gelesen hatte,<sup>9</sup> aber er beharrt mit Nachdruck auf seinem Standpunkt. In Ruederers Brief vom 7. August 1911 erscheint die Enttäuschung über Heyses Reaktion zwar noch halbwegs gemäßigt, aber seine zornigen Unterstreichungen und Randbemerkungen zu Heyses Brief vom 5. Juli 1911 sprechen eine andere Sprache. Dagegen zeugt es von einiger Noblesse des alten und kranken Heyse, dass er mit großer Geduld und sehr ausführlich auf Ruederers Brief geantwortet hat. Ob Ruederer seinerseits auf Heyses letzten Brief reagiert hat, ließ sich nicht ermitteln; in Heyses Nachlass sind jedenfalls keine weiteren Briefe von Josef Ruederer erhalten. Ein ehrendes Andenken hat er dem Münchner Dichturfürsten aber bewahrt. Zwei Tage nach Heyses Tod am 2. April 1914 schreibt Ruederer in einem Brief an Karl Graeser:

<sup>7</sup> Josef Ruederer: *Der Schmied von Kochel* (Anm. 1), S. 35.

<sup>8</sup> Vgl. seinen Briefwechsel mit dem Berliner Kunstmäzen Willy Levin; Walter Hetteche: »... daß ein Mensch Ihrer Art auf der Welt ist.« Der Berliner Kunstförderer Willy Levin. Mit bisher ungedruckten Briefen von Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauss und Josef Ruederer, in: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 1 (1996), S. 9–24, hier S. 16–22.

<sup>9</sup> Josef Ruederer: *München*. Stuttgart/München 1907, S. 169. Gemeint ist der – für die Verhältnisse des 19. Jahrhunderts – erotisch freizügige und darum als skandalös empfundene Roman *Kinder der Welt* (Berlin 1873).



Nun ist Heyse auch tot. In unsrer Jugend war er uns doch verdammt viel schade, dass er später so ganz die Fühlung mit der Wirklichkeit verlor und sich allem Jungen hermetisch verschloss. Wie Du weisst, bin ich die letzten Jahre noch öfters mit ihm zusammengekommen, aber er war schon zu gebrechlich und verstand mich nicht mehr in meinem Wollen. Immerhin, eine grosse Summe Kultur tragen wir da morgen auf dem Waldfriedhof zu Grabe, eine Bildung, wie sie den heutigen Jungen gänzlich fehlt.<sup>10</sup>

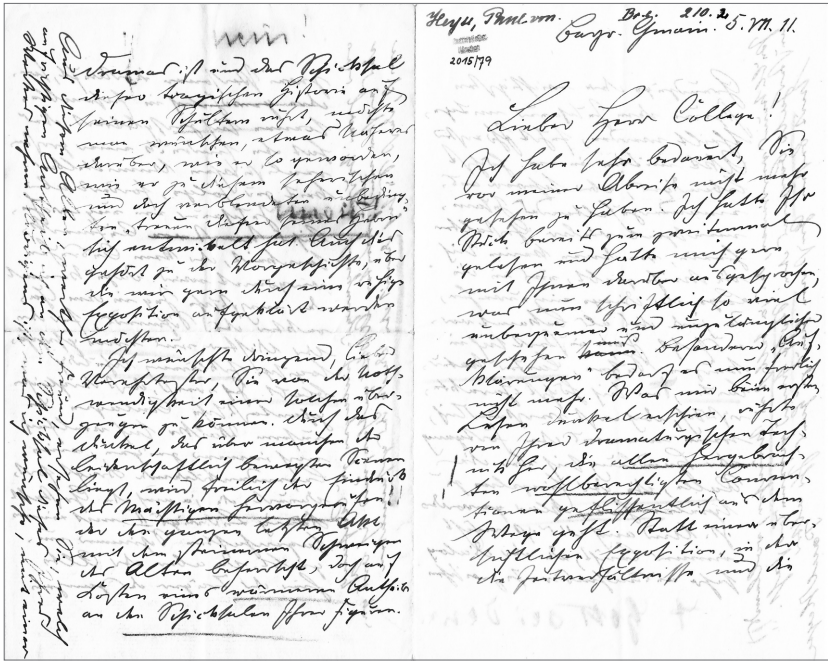
Nur anderthalb Jahre später sollte Ruederer seine letzte Wohnung in Heyses unmittelbarer Nachbarschaft beziehen – auch er wurde auf dem Münchner Waldfriedhof beigesetzt, doch anders als Paul Heyse hat man Josef Ruederer kein Ehrengrab gegönnt. Von seinen Werken sind im Buchhandel nur *Das Erwachen* und *Die Fahnenweihe* erhältlich; die schöne *Werkausgabe in fünf Bänden*, 1987 von Hans-Reinhard Müller im Süddeutschen Verlag herausgegeben und bald nach ihrem Erscheinen zum Preis von 12 Mark 80 verramscht, ist längst vergriffen. Ein Ehrengrab muss es ja nicht unbedingt sein, aber wenigstens Ruederers *München*-Buch sollte wieder aufgelegt werden, damit der *poeta monacensis* nicht ganz in Vergessenheit gerät.

Der Briefwechsel zwischen Ruederer und Heyse ist nicht vollständig überliefert; die Existenz inzwischen verlorengegangener Briefe ist durch entsprechende Vermerke in Heyses Tagebuch belegt. Diese mit einem Asterisk gekennzeichneten erschlossenen Briefe werden in die laufende Nummerierung aufgenommen. – Der auf den 4. August 1911 datierte Brief an Heyse (Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: JR B 762) ist Ruederers eigenhändiger Entwurf zu Brief Nr. 5 vom 7. August 1911. Die abgeschickte Reinschrift, der unser Druck folgt, hat Ruederers Ehefrau Elisabeth angefertigt, nur die Unterschrift ist eigenhändig.

Die Briefe werden zeichengetreu nach den Vorlagen ediert. Mit lateinischen Buchstaben geschriebene Textteile erscheinen hier in der *Thesis*. Ruederers Unterstreichungen und Marginalien in Heyses Brief vom 5. Juli 1911 (»Gott sei Dank!«, »nein!«) werden in der Edition nicht wiedergegeben; vgl. dazu die Abbildung des Briefes auf S. 122 f.

---

<sup>10</sup> Brief vom 4. April 1914; Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: JR B 746 (Typoskript mit eigenhändiger Unterschrift).



Paul Heyse, Brief an Josef Ruederer vom 5. Juli 1911 (Monacensia, Signatur JR B 210)

- \*1. Josef Ruederer an Paul Heyse [vor dem 13. Juni 1911]<sup>11</sup>
- 2. Paul Heyse an Josef Ruederer, o. D. [am oder nach dem 14. Juni 1911]<sup>12</sup>

Haben Sie herzlichen Dank, werthester Herr, daß Sie mir Ihr neues Drama geschickt haben, auf dessen Bekanntschaft ich längst begierig war. Ich habe es sofort gelesen und einen höchst eigenartigen, mächtigen Eindruck empfangen, gestehe aber, daß mir Manches dunkel geblieben ist, was sich erst bei einem wiederholten Lesen klären wird, ganz wohl erst durch die Aufführung, die auch die tief sinnige Charakteristik des Helden der Tragödie mit ihrer phantastischen Grundlage sinnlich überzeugend legitimieren wird. Ich wüsste gern, ob irgend eine Überlieferung zu Grunde liegt, oder ob die merkwür-

<sup>11</sup> Am 13. Juni 1911 notiert Heyse in seinem Tagebuch: »Ruederer schickt mir s. Schmied von Kochel«. Bayerische Staatsbibliothek München, Abteilung für Handschriften und Alte Drucke. Signatur: Heyse-Archiv I 39/28.

<sup>12</sup> Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: JR B 210.

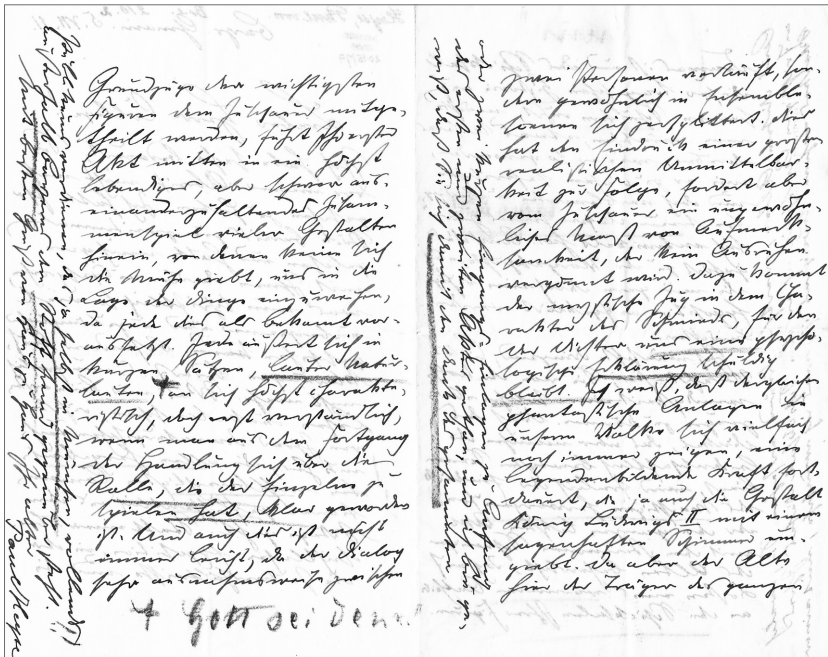
dige Gestalt rein Ihrer Phantasie entsprungen ist. Hierüber sollen Sie mich belehren, wenn Sie Wort halten und mich wieder aufsuchen. Ich habe leider aus Tirol, wo ich endlich meine schwere Influenza abschütteln konnte, eine acute Gicht mit heimgebracht, die noch jetzt mir im Kopfe spukt. Doch lässt auch das endlich nach, und ich habe das Gespräch mit einem Freunde nicht mehr zu scheuen.

Möchte es mit Ihrer verehrten Frau sich endlich zum Bessern wenden. Ihnen Beiden auch von meiner Frau die besten Grüße sagend

Ihr aufrichtig ergebener  
Paul Heyse

\*3. Josef Ruederer an Paul Heyse, vor dem 5. Juli 1911 (nicht überliefert)<sup>13</sup>

Paul Heyse, Brief an Josef Ruederer vom 5. Juli 1911 (Monacensia, Signatur JR B 210)



<sup>13</sup> »Br. v. Ruederer, beantw.« (Paul Heyse, Tagebucheintrag vom 5. Juli 1911; Bayerische Staatsbibliothek München, Abteilung für Handschriften und Alte Drucke. Signatur: Heyse-Archiv I 39/28).

Lieber Herr College!

Ich habe sehr bedauert, Sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen zu haben. Ich hatte Ihr Stück bereits zum zweitenmal gelesen und hätte mich gern mit Ihnen darüber ausgesprochen, was nun schriftlich so viel unbequemer und unzulänglicher geschehen muß. Besonderer »Aufklärungen« bedarf es nun freilich nicht mehr. Was mir beim ersten Lesen dunkel erschien, rührte von Ihrer dramaturgischen Technik her, die allen hergebrachten wohlberechtigten Conventionen geflissentlich aus dem Wege geht. Statt einer übersichtlichen Exposition, in der die Zeitverhältnisse und die Grundzüge der wichtigsten Figuren dem Zuschauer mitgeteilt werden, führt Ihr erster Akt mitten in ein höchst lebendiges, aber schwer auseinanderzuhaltendes Zusammenspiel vieler Gestalten hinein, von denen keine sich die Mühe giebt, uns in die Lage der Dinge einzuweißen, da jede dies als bekannt voraussetzt. Jede äußert sich in kurzen Sätzen, lauter Naturlauten, an sich höchst charakteristisch, doch erst verständlich, wenn man aus dem Fortgang der Handlung sich über die Rolle, die der Einzelne zu spielen hat, klar geworden ist. Und auch dies ist nicht immer leicht, da der Dialog sehr ausnahmsweise zwischen zwei Personen verläuft, sondern gewöhnlich in Ensemblescenen sich zersplittert. Dies hat den Eindruck einer großen realistischen Unmittelbarkeit zur Folge, fordert aber vom Zuschauer ein ungewöhnliches Maß von Aufmerksamkeit, der kein Ausruhen vergönnt wird. Dazu kommt der mystische Zug in dem Charakter des Schmieds, für den der Dichter uns eine psychologische Erklärung schuldig bleibt. Ich weiß, daß dergleichen phantastische Anlagen in unserm Volke sich vielfach noch immer zeigen, eine legendenbildende Kraft fort dauert, die ja auch die Gestalt König Ludwigs II mit einem sagenhaften Schimmer umgiebt. Da aber der Alte hier der Träger des ganzen Dramas ist und das Schicksal dieser tragischen Historie auf seinen Schultern ruht, möchte man wünschen, etwas Näheres darüber, wie er so geworden, wie er zu diesem seherischen und doch verblendeten unbedingten »treuen Diener seines Herrn«<sup>15</sup> sich entwi-

<sup>14</sup> Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: JR B 210.

<sup>15</sup> Anspielung auf Franz Grillparzers Trauerspiel *Ein treuer Diener seines Herrn* (1828/1830).

ckelt hat. Auch dies gehört zu der Vorgeschichte, über die wir gern durch eine ruhige Exposition aufgeklärt werden möchten.

Ich wünschte dringend, lieber Verehrtester, Sie von der Nothwendigkeit einer solchen überzeugen zu können. Durch das Dunkel, das über manchen der leidenschaftlich bewegten Szenen liegt, wird freilich der Eindruck des Mächtigen hervorgerufen der den ganzen letzten Akt mit dem steinernen Schweigen des Alten beherrscht, doch auf Kosten eines wärmeren Antheils an den Schicksalen Ihrer Figuren.

Aus diesem Allen, werther Freund, ersehen Sie, Welch aufrichtigen Antheil ich an dem Schicksal dieses Ihres Werkes nehme. Übrigens ist, was ich wünsche, mit einer oder zwei kurzen Eingangseinlagen zu Anfang des ersten und zweiten Aktes gethan, und ich bin gewiß, daß Sie sich damit den Dank des gesammten Publikums verdienen, das ja selbst in München, vollends außerhalb Bayerns dem Stoff fremd gegenüber steht.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus Ihr alter

Paul Heyse

5. Josef Ruederer an Paul Heyse, 7. August 1911<sup>16</sup>

OBERAMMERGAU.

7. August 1911.

Hochverehrter Herr Doctor!

Absichtlich habe ich, der ich infolge einer Muskelüberspannung leider immer noch gezwungen bin, zu diktieren, lange Zeit verstreichen lassen, ehe ich an die Erwiderung Ihrer freundlichen Zeilen aus Gmain ging. Aber, wenn ich auch vom besten Willen beseelt bin, Ihre letzte Kundgebung an mich so aufzufassen, wie sie wirklich gemeint war, darüber komme ich auch heute noch nicht weg, daß mir der Inhalt Ihres Briefes eine schwere Enttäuschung war.

In Ihrem ersten Briefe, der mich in der Tat hochbeglückt hat, sprechen Sie bei allem Vorbehalt von einem tiefen, mächtigen Ge-

<sup>16</sup> Bayerische Staatsbibliothek München, Abteilung für Handschriften und Alte Drucke. Signatur: Heyse-Archiv VI/Ruederer. Der Brief ist auszugsweise gedruckt bei Müller-Stratmann, S. 353 f.; Textgrundlage ist dort der auf den 4. August 1911 datierte Entwurf, nicht der tatsächlich abgeschickte Brief.

samteindruck, den Sie von dem Werke empfangen hätten. Diesmal sagen Sie wörtlich, es werde durch das Dunkel, das über manchen Szenen schwebe, allerdings der Eindruck des Mächtigen hervorgehoben, aber stets auf Kosten eines wärmeren Anteils an den Schicksalen meiner Figuren. Mit anderen Worten, wenn man Rücksicht und Schleier fallen läßt, und die Pille ohne Überzuckerung reicht: es ist nur ein Blender, der da geworfen wird, nur ein Spiel mit dem Mächtigen, keine tiefinnerliche, wirkliche Kraft tut sich vor dem Leser oder Zuschauer auf.

Da mir dies außerordentlich hart erscheint, will ich nach reifer Überlegung doch nicht unterlassen, mit der selben Offenheit, die ich, wie immer im Leben, auch in Ihrem Schreiben allen Ernstes schätze und verehere, in möglichster Kürze auf die Einwände zu erwidern, die Sie zu diesem Resultat geführt haben.

Die Unklarheit der Gestalt des »Schmieds« ruft bei Ihnen die allergrößten Bedenken hervor. Sie wollen wissen, wie er sich zu diesem seherischen und doch verblendeten, bedrückten »treuen Diener seines Herrn« entwickelt hat. Darauf kann ich nur sagen, daß für mich der einsame Bewohner der Roßhofschmiede an der Jocherwand alles eher darstellt, als den an den Kurfürsten glaubenden Schmiedbalthes<sup>17</sup> der mit Staatsstempel versehenen königlich bayrischen Staatsauffassung; er ist auch nicht der Vasall, nicht der Veteran der Türkenkriege, überhaupt kein »treuer Diener«, sondern er schwört mit allem Aberglauben verbohrt Bauern auf den silbernen Ritter, also auf ein Phantom. Der oder das entwickelt sich im Laufe der Jahre, also in der klar gezeichneten Vorgeschichte des Dramas für den Schmied zum Herrn über Leben und Tod, in der fortschreitenden Handlung selbst zum Kurfürsten, somit von ursprünglich reinster Phantasie aus zu etwas Greifbarem, Positiven, woran sich der Schmied mit umso größerem Trotze klammert, als er ihm den eigenen Sohn geopfert hat.

Wer unsere oberbayrischen Bauern kennt, und ich glaube behaupten zu dürfen, sie sind mir, der ich selbst in direkter Linie von ihnen abstamme, im jahrelangen, engsten Zusammenleben, besonders hier im Linderhofer Tale, wo sie unentwegt unter der wildesten Legendenbildung von dem nach Australien gebrachten Ludwig II. reden, wirklich näher gekommen, weiß, daß das Königtum, wenn

---

<sup>17</sup> In Ruederers Tragödie heißt der Schmied mit Vornamen Balthasar.

es auch nur einmal an ihnen vorüber gehuscht ist, für sie noch heute trotz Eisenbahn und Telegraf, trotz Automobil und Luftballon einen Mythos bildet, der sie bei aller sonstigen Realität ihrer Weltanschauung bis an ihr Lebensende verfolgt.

Wenn diesem Stoff, diesem dichterischen Vorwurf, diesem Glauben, aus dem sich echt menschliche Tragik ergibt, das deutsche Volk, ja, Sie sagen sogar, das – münchenerische fremd gegenübersteht, dann kann ich über meine engeren Landsleute ob ihrer Borniertheit nur, wie so oft, herzlich lachen, das deutsche Volk aber kann mir leid tun. Denn der »Schmied« ist, das behaupte ich mit allem Nachdruck, gar kein spezifisch bayrischer Typus; der Fischer an der Nordsee träumt vom Königtum auch närrische Dinge, und muß gar oft, vor die kalte Realität gestellt, mit schmerzgefülltem Herzen erkennen, daß die Phantasie am Leben zerbricht.

Was soll ich also ändern? Wie soll ich diese Gestalt, die, wie ich gern zugebe, mit all ihrer Verbohrtheit entweder so ist, wie sie ist oder nicht, das heißt mit ihrer Voraussetzung vom Bauernaberglauben steht oder fällt, näher erklären und entziffern? Was ich zu sagen hatte, steht in dem Drama, was im Drama steht, hab ich hier wiederholt – kein Wort mehr. Eine Gestalt wie den Balthasar mit einem Schläge zu exponieren, haben Größere wie ich weder gewollt, noch – ich will hier jeden Vergleich oder naheliegenden Hinweis vermeiden – gekonnt! –

Glauben Sie mir, hochverehrter Herr Doctor, ich habe über Ihren Brief wirklich nachgedacht, wie über alles, was Sie mir im Leben schon gesagt haben. Hier aber stehe ich vor einer Mauer: Aus dem Dunkel der Wälder, aus dem wohlberechneten, sinnverwirrenden Gegensatz der Stadt ließ ich den Schmied erstehen; vom weltfremden Bauern weg, der vom Herrgott fast nichts weiß und sich seine Religion selbst gezimmert hat, glaube ich die Figur im Laufe des Stückes entwickelt zu haben bis zum hellsehenden Menschen, der auf der Sendlinger Höhe das Leben erkennt und dann auch sterben muß – jetzt fürchte ich durch jede weitere Zufügung und Zerfaserung die Figur nur platt und undeutlich zu machen.

Auch ich habe außerordentlich bedauert, daß uns die persönliche Aussprache über das Werk diesmal versagt blieb. Ich hoffe aber, daß der Herbst mir Gelegenheit geben wird, Ihnen in Ihrem Heim an der Luisenstraße diesen hier nur in allgemeinen Umrissen skizzierten Standpunkt noch näher zu erläutern.



Unter den herzlichsten Empfehlungen an Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin verbleibe ich

in hoher Verehrung  
Ihr aufrichtig ergebener

Josef Ruederer

6. Paul Heyse an Josef Ruederer, 10. August 1911<sup>18</sup>

Sie haben meinen Brief doch mißverstanden, werthester Freund, wenn Sie darin lasen, daß ich meinen Eindruck beim ersten Lesen, daß es sich bei Ihrem Schmied von Kochel um eine mächtig ergreifende Dichtung handle, durch die zweite Lesung nicht bestätigt gefunden hätte. Gerade weil dies nicht der Fall war, wenn auch die Schwierigkeit bestehn blieb, überall rasch und voll ins Klare über Ihre Absichten zu kommen, ich aber dem Stück nicht nur beim Münchner Publikum, sondern auf allen deutschen Bühnen einen schönen und dauernden Erfolg wünschte, sagte ich Ihnen offenerzig, daß Sie es dem Publikum zu schwer gemacht hätten, der Handlung überall zu folgen, theils durch die Auflösung des Dialogs in ganz kurze Sätze, deren Ineinandergreifen eine höchst genaue Einstudierung nöthig machen wird, theils durch Voraussetzung der Kenntniß zeitlicher und persönlicher Verhältnisse. Der erstere Übelstand wird durch eine gewissenhafte Regie zu heben sein. Für den zweiten sollte nach meinem Dafürhalten noch etwas geschehen, was, wie ich glaube, keine Schwierigkeiten hätte, wenn Sie sich entschließen könnten, einen kurzen Expositionsdialog zwischen zwei Personen voranzuschicken. Die unbehülfliche Auskunft der alten Zeit, die selbst Shakespeare nicht ganz verschmähte, durch einen Prolog die Zuschauer von vorn herein zu orientieren, entsprang doch einem berechtigten Bedürfniß, ihn sofort *in medias res* zu versetzen, da er nur für das sich interessiert, was er versteht. Und hier wäre es so leicht, da die große Scene, mit der der Akt beginnt, sich nur 10 Minuten oder noch kürzer zu gedulden brauchte, und wir wüssten um alles Nöthige. Wichtiger aber ist die psychologische Grundlage, auf der Sie Ihren wuchtigen Helden aufgebaut haben.

---

<sup>18</sup> Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: JR B 210. – Einfache Unterstreichungen stammen von Heyse selbst.



Ich zweifle keinen Augenblick, daß es mit ihm seine volle Richtigkeit habe. Aber was Sie aus Ihrer tiefen Kenntniß des bayrischen Volkscharacters von ihm aussagen, klingt so seltsam mystisch, daß der uneingeweihte Zuschauer das Gesamtbild schwer sich deuten kann. Zu Anfang des 2. Akts wäre die beste Gelegenheit dazu, ihm zu helfen. Wir könnten klar darüber werden, wie dieser wundersame Alte zu seinem visionären Verhältniß zu dem Fürsten gekommen ist, was ohne eine persönliche Beziehung uns fremd bleibt, was es mit dem silbernen Ritter für eine Bewandniß habe und auf welche Zeit er eigentlich wartet, um »das Zeichen« zu geben. (S. 69) Könnt' er nicht in einem etwas breiteren Bekenntniß dem Jäger erzählen, wie er aufgewachsen und sein Sinnen und Denken diese Richtung genommen hat? Immerhin mag aller mögliche Aberglaube mitspielen und im letzten Grunde unaufgeklärt bleiben, aber selbst der Irrsinn hat seine Logik, und die muß wenigstens durchschimmern.

Auf die Gefahr hin, daß Sie mit meiner kritischen Weisheit nichts anfangen könnten, schrieb ich Ihnen, was mir noch nothwendig scheine, wie ja auch ein Regisseur sich herausnimmt, den Dichter hie und da meistern zu wollen. Daß Sie nicht darauf eingehn mögen, verstehe ich. Sie haben sich so lange mit dem Stoff getragen, die Figuren stehen so leibhaft vor Ihnen, daß Sie nicht begreifen können, wie nicht auch einem Andern Alles selbstverständlich sein müsse. Jetzt mit Concessionen an die Theaterpraxis einzugreifen, dünkt Ihnen ein Frevel an der Dichtung, die für Sie den höchsten Grad der Wirklichkeit erreicht hat. Und so kann ich nur sagen: *dixi et animam salvavi*<sup>19</sup> und wünschen vom Erfolg der Aufführung vollständig eines Irrthums überführt zu werden. Daß Sie in meiner Aussprache nur einen Beweis ehrlicher Freundschaft und Hochschätzung Ihres seltenen Talents sehen möchten, brauch' ich nicht erst zu bitten.

Ihr aufrichtig ergebener  
Paul Heyse

Bayr. Gmain.  
10. VIII. 11

---

<sup>19</sup> Eigentlich: »Dixi et salvavi animam meam« (Ich habe gesprochen und meine Seele gerettet); nach Hesekiel 3,19: »Wo du aber den Gottlosen warnst und er sich nicht bekehrt von seinem gottlosen Wesen und Wege, so wird er um seiner Sünde willen sterben; aber du hast deine Seele errettet.«

Ruederers umfangreicher, 60 Archivkästen umfassender Nachlass wird in der Monacensia aufbewahrt; er enthält Werkmanuskripte, Notizbücher, Briefwechsel (u. a. mit Max Halbe, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke und Frank Wedekind), Teile seiner Bibliothek und zahlreiche Fotos. Ruederers Erben haben der Münchner Stadtbibliothek Porträts und Möbelstücke für ein Josef-Ruederer-Gedächtniszimmer geschenkt.

Den Nachlass hat Claudia Müller-Stratmann für ihre Regensburger Dissertation gründlich ausgewertet: *Josef Ruederer (1861–1915). Leben und Werk eines Münchner Dichters der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M. u. a. 1994 (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Reihe B, Untersuchungen, Bd. 56).